

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

### 1. Kapitel.

#### „Zum blauen Hecht“.

Rübn und unerwartet wie ein Freiheitsheld zog der junge Frühling mit siegesgewissem Lächeln im Jahre 1622 den Rhein herunter. Schon in den ersten Märztagen stand seine hellblaue Standarte stolz über dem grauen Köln, und als die Sonne sich senkte, begannen warme Winde zu wehen, die noch mehr der Tage frischen Glanzes verhießen. Da traten die Stubenhocker vor die Haustür und blinzelten mit wintertrübten Augen in die gesegnete Luft und reckten sich, als wären sie von langem Schläse erweckt. Die Spahen schrien. Und um die Türme von St. Gereon, Groß-Sankt Martin und zumal um die verwitterten Bangerüste des Domes schossen die Dohlen wie trunken, indes die Stimme des Rheines, der eilig und groß gelbe Blüten am Werft hinwälzte, durch die Gassen tönte.

Vor der Schenke „Zum blauen Hecht“ stand mit einem Arkebusier des Kurfürsten ein kleiner Kerl von so zwanzig Jahren mit ein wenig krummen Beinen, den jungen Schnurrebart led in die Höhe gedreht. Er hatte die Hände hinter das kurze Leder der Hüften gesteckt und sah mit seinen kleinen zinkernden Augen einer weißen Wolke nach, die, geballt und von der Sonne beschienen, über die Straße Am Bollwerk von Westen her zog.

Der Arkebusier strich mit der Zunge über seinen mächtigen gelben Schnauzbart, an dem noch ein paar Tropfen Wein hingen, und sagte dann:

„Es ist das Regiment Sturmhus. Dragoner-Mustetiere. Stramme Kerls mit eisernen Gesichtern.“

„Jan!“ rief eine scharfe weibliche Stimme aus der Tiefe des Hauses.

„So Kerls, sag' ich dir,“ fuhr der Soldat fort, „springen dir vom Gaul. Zack, zack, trachen die Ladstöcke, und Perikum! sag' ich dir, spucken sie Feuer und ein fünf-hundert schwarze Kugeln spucken sie, so groß wie Kastanien. Werden dem „groote Moriz“ brav in die Suppe spucken.“

„Jan!“

Der Kleine trat von einem Bein auf das andere und fragte:

„Und hier kommen sie vorbei?“

„Nebers Bollwerk, ja. Das erstemal, daß der Kurfürst den Durchzug erlaubt. Aber seit Tilly bei Biele den blutigen Affäre viktorios bestand, ist er gut kaiserlich. Und die Spanier stehen ja auch in Flandern.“

„Und wohin reiten sie?“

Der Soldat schnupfte die Schultern:

„Weiß nicht. Auf Tilly zu, wie man sagt.“

„Jan! Jan!“

Aber diesmal trat eine Frau, breit und statios wie ein Brabanter Ros, in die Haustür. Und Jan verschwand in dem schwarzen Schlund, aus dem es kräftig nach gutem Wein roch. Der Arkebusier wartete noch einen Augenblick, dann schritt er gewichtig quer über die Gasse.

Donnerte es bei heiterem Himmel? Es brummelte da irgendwo. Vielleicht rollten sie Fässer unten am Werft über die Bohlen. Aber plötzlich kam mit dem Wind ein herzlich Schmettern daher, als wenn die Stadtmusikanten bei offenem Fenster im Gürzenich bliesen. Und jetzt kam in das Brummeln Takt! Der Arkebusier, der in einem Torweg mit zwei schwarzäugigen Mädchen gelacht hatte, trat in die Mitte der Gasse und rief mit seiner rauhen Kriegerstimme: „Sie kommen!“

Und da schoß der kleine Jan auch schon aus seiner Schenke heraus. Die Dragoner kommen!

Hach, da bogen sie in das Bollwerk ein.

„Materdeis!“ kreischten die Mädchen, aber der Arkebusier hielt sie bei ihren runden Armen fest.

In einer breiten, prohigen Linie ritten zwanzig Schritt voraus vier lange Kerle. Dann kamen die Trompeter, die das neue Lied vom Winterkönig schmetteten, bei dessen Klang jeder gute Katholik lachte. Acht Mann schlugen mit spielend tanzenden Schlägeln die kleinen Kesselpauten; die Gänge warfen die Köpfe. Einer tänzelte. Fünfzig Schritt hinterher ritt auf einem großen, brandroten Gaul der Oberst Sturmhus mit grauem Anebelbart, und hinter ihm polsterten an die fünf-hundert Dragoner, in zehn Kornetts geteilt, stolz unter ihren flachen Eisenhelmen hervorschauend, in gelben Kofletts und himmelblauen Hosen und Strümpfen, die schweren, braunen Schuhe breit in den Bügeln. Ueber der rechten Schulter hing die Mustete, deren Lauf in der Sonne bligte, und ein langes Papier schlug den Gängen bei jedem Schritt an die Weichen.

So zogen sie mit selbstbewußtem Lärm dahin, und der kleine Jan hatte, was er nicht oft tat, die Hände hinter dem Schurzleder hervorgenommen und fingerte gedankenvoll und unruhig an seinem Hosenboden herum. Aber nun kam der Troß. Wie das schnatterte und suchte von Weibern! Sie liefen in Reih' und Glied, Arm in Arm, indes schmutzige Bälge an ihren Köden sich nachziehen ließen. Andere sahen auf großen zweirädrigen Karren, in deren Gabel ein abgetriebenes Normannenpferd ging. Auch lange Weiterwagen auf niedrigen Rädern ratterten daher. Hunde mit heraushängenden Zungen schleppten gestickte Karren nach sich, aus deren schmutzigen Planen ab und zu ein Kind seinen verwahrlosten Kopf steckte. Und dicht an Jan vorbei strich eine sechzehn-jährige Dirne mit bloßen Füßen und flammenden Augen und sengend roten Lippen im braunen Gesicht. An ihrer Brust hockte ein Affe und sah mit seinem Greisengesicht an den Giebelhäusern empor. Sie strich dicht an Jan hin, der einen Schritt zurücktrat, und sah ihm lachend in die kleinen zinkernden Auglein.

„Gong, komm mit!“ rief sie, und als er lächelte: „Porchetto mio!“

Sie machte ausgelassen mit geblähten Backen den Takt der Dragonerpauken nach: „Terum tum tuntuntum, teruntum rummel rummel tuntuntum.“

Aus einem Fenster lehnte die Wirtin „Zum blauen Hecht“ ihren gewaltigen Körper und schrie herunter: „Sieh das Taternensich nicht an, Jan; die Landstörzerin behext dich!“

Das Mädchen drehte sich um und schnitt der Wirtin gräßliche Gesichter zu, der Affe freischte, und Jan trat in die Haustür zurück. Jetzt hatte er die Hände wieder hinter dem Schurzleder, aber sie waren geballt. Ein Weilschen stand er noch. — Sie reiten nach Jülich zu. Und kommen vielleicht in mein Dorf. Und dann ins Land Flandern und Brabant. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufgeht, rufen frisch die Trompeten, und die Kasse schnauben. — Er dachte so weiter; dann ging er ins Haus. In der Theke nahm er gedankenvoll die Tonkanne und goß langsam den gelben Wein in den böhmischen Kumpen. Er sah den Perlen zu, die magisch funkelnd aufstiegen wie Geister des Lebens, und trank langsam aus.

„Baderbombenundflöh,“ Inurrte er vor sich hin. „Und dann kommen sie an den ‚groote Moriz‘, und runter vom Gaul, und zack, zack, krachen die Ladstöße. Und Perrumm —!“

Die Wendeltreppe knarrte. Frau Josepha Schmitz, die Wirtin, kam herunter. Ihre volle Stimme zitterte.

„Jan, du guter Junge.“

Und als sie die Arme ausbreitete, schloß Jan die Augen, wie jemand, der ins Wasser springen will, und folgte dem Druck der Arme, die ihn an die stolze, gebieterische Brust zogen.

Die Hausklingel schrie Zeter und Mord. Das Paar fuhr auseinander. Es war Samstag, und die ersten Gäste kamen. Da schwenkte Jan schon die Kannen im kupfernen Zuber, und Frau Schmitz ließ sich gewichtig auf der Wirtsbank nieder, die für zwei Raum bot und in dem kurzen Gang zwischen Trinkstube und Schenkraum stand. Es dämmerte. Die Tranlampen wurden angezündet, und ihre Flämmchen zitterten im Tabaksqualm. Die Klingel zeterte unaufhörlich wie ein keifendes Weib.

Die hierher kamen, waren rechte Bürger von einigem Gewicht. Josepha hielt darauf. Es war ein langsam schwerfälliges Gespräch über die unsicheren Zeiten. Die Klagen tropften endlos aus den härtigen Mäulern der Herren Bürger, und nur ein Lob wußten sie, das ihres Herrn Kurfürsten, der so meisterfein verstand, in dem politischen See zu lavieren, der jedem fromme und vielbeutige Reden schenkte, und wem jemand, der Kaiser oder der König von Frankreich, der „groote Moriz“ oder Karl von Lothringen, die Nase am Schwanz fassen wollte, so griff er in die Luft. Solchen Herrn — oh, den mochten sie leiden. Daß es den Gewerken gut gehe, daß keine Einquartierung kam oder — hebe dich weg, Satan —! gar feindlich Kriegsvolk, dafür sorgte der hohe geistliche Herr, und im übrigen war Gott ein guter Mann.

Als Jan einmal durch den Gang lief, eine volle Kanne in der mächtigen Küfersaust, hielt ihn Frau Josepha an und hob den Zeigefinger.

„Bergiß die Beichte nicht, Jan. Und geh zu den Jesuiten und wenn Pater Andreas da ist, dann geh zu dem.“

Jan brummelte ein „Ja“. Die Beichte freilich, die hatte er vergessen. Er hatte im Tabaksqualm Pulbergewölkl gerochen; wenn Herr Opperbecke, der noch der Lebhafteste war, auf den Tisch schlug, war's ein Musketenerschuß, und wenn ein Lastwagen vom Werst her am „Blauen Hecht“ vorüberzumpelte, hatten fern die Kartauen gebrummt. Aber nun wurde er wach. Es dauerte nicht zwei Minuten, da hatte er das Leder abgelegt und die Kappe auf dem blonden Haar. Zahlte den Zoll fürs Freipassieren in Gestalt eines Kusses auf den vollen Mund der Frau Josepha und war draußen.

Vom Rhein her wehte es kühl. Der Himmel war noch ein wenig hell, aber die Sterne begannen schon zögernd zu blinken. Jan ging mit schnellen, ausgreifenden Schritten in das Gewirr der Gäßchen hinein, die die Minoritenkirche wie ein Spinnengewebe umschlossen. In ihr waren die Jesuiten, bis zur Fertigstellung ihrer neuen Kirche in der Marzellengasse, vorläufig zu Gast. Hier und da schimmerte vor einem Heiligenbild in der Mauernische ein Lämpchen die Schenken hatten Laternen über der Haustür, und wenn

ein vornehmer Herr oder gar eine reiche Bürgerstochter daherkam, schwankte ihnen ein Windlicht voraus. Das war ein behagliches, etwas geheimnisvolles Spiel von matt leuchtenden Flämmchen. Aber so recht hell war es nicht. Ueberall waren tiefe Schatten, die sich verschoben, und Menschen verschwanden darin, ohne daß man wußte, wo sie blieben. Vor Jan gingen zwei Herren in schwarzen Mänteln. Jan holte sie ein, und sofort unterbrachen sie ihr Gespräch und sahen ihn an. In dem Wunsche, den Kavalieren, wie es sich ziemte, auszuweichen, stolperte Jan über einen Stein und ramnte unsanft an die Schulter des einen. Jan zog die Kappe.

„Par le mort bleu!“ schrie ihn der Kavalier an. „Dämme! kannst du mich nicht sehen?“

Jan erwiderte gereizt:

„Ohne Zweifel nicht, da ihr kein Stern seid!“

„Monfö Durante!“ sagte der andere Kavalier mahnend und hielt die Hand fest, die nach dem Degen griff. „Mach', daß du fortkommst!“ rief er Jan zu.

Der sagte spöttisch: „Da der Weg frei ist, geh ich von selbst.“

Es flogen ihm noch ein paar französische Flüche nach, die ihm aber nicht weh taten, da er sie nicht verstand.

„Gack,“ machte Jan, als er schon weit voraus war, „wenn ich diese französischen Laffen sehe, kocht mir das Blut. Dürst' ich nur den Degen tragen! Baderbombenundflöh!“

Aber da stand der Giebel der Minoritenkirche, und seine quadratischen Fenster schimmerten rötlich warm. Licht vor ihm schlüpfte ein Mädchen unter dem schweren Leder- vorhang durch, ein wohlgebautes, zierliches Mädchen, soviel sich in dem unsicheren Licht erkennen ließ. Und die Hand, die fünf Schritte vor den Augen Jans einen Augenblick auf dem dunklen Vorhang gelegen hatte, war von aristokratischer Süße gewesen. Einen Augenblick durchlief es ihn freudig: Griet? War das Griet? Schnell hinterher. Aber sie war schon hinter dem ersten Pfeiler verschwunden. Der bronzene Riesenengel, der da über dem Weihwasserbecken schwebte, lächelte süßlich, halb schadenfroh, halb verheißungsvoll. Und als Jan um den Pfeiler bog, sah er seine holde Kleine gerade in einem Betstuhl niedertreten.

Jan liebte diese kleinen Abenteurer, die im Halbdunkel der Kirchen sich anspannen, wo ein zarter Nachgeruch von Weihrauch die Sinne beflügelte und die Ahnung von der Nähe Gottes allzu dreiste Neugier verbot. Er stemmte also die Hand mit der Kappe unternehmungslustig in die Seite und spielte mit der andern an seinem Schnurrbartchen. So schob er sich an dem Betstuhl der Schönen vorbei und machte schon im voraus verliebte Augen. Aber plötzlich blieb er stehen: ja, es war also doch die Griet, von der er nicht wußte, wer sie war und wohin sie gehörte, mit der er nichts gewechselt hatte als ein paar eilige Worte an einer Straßenecke, in einem finsternen Haustor. Sofort kniete er neben ihr nieder wie es sich gehörte; nicht ganz dicht, sondern so, daß eine ehrbare Person zwischen ihnen knien konnte, und da sah er auf ihren so rund und fein geschwungenen Wangen Spuren von Tränen. Konnte er da stumm bleiben?

„Griet“, flüsterte er.

„O Jan,“ sagte das Mädchen und sah ihn mit einem schnellen Blick an.

Aber schon richtete sie ihre Augen wieder auf den Altar, und er, allerdings ein wenig später, machte es ihr nach.

„Guten Abend, kleine Griet“, flüsterte er weiter. „Weshalb weinst du?“

Sie seufzte.

„O Griet, sprich doch.“

„Frag' mich nicht, guter Jan.“

(Fortsetzung folgt.)

### „3000 Rubel!“

Skizze von Martin Proskauer (Berlin).

Timosej Sudajeff, der Schreiber aus dem Proviantamt, zog seinen Uniformrock zurecht, setzte die Mütze auf und sagte zu dem kleinen, biden Getreidehändler, der ihn zur Tür begleitete:

„Du weißt, Pascha, Bruderherz, ich zu dir gern einen Gefallen; aber diesmal geht es nicht. Der neue Oberst ist zu streng, er nimmt wirklich nichts!“

Und fassungslos fragte Pawel Semjonow, der Getreidehändler: „Wirklich, er nimmt nichts, gar nichts?“

„Nichts,“ bekräftigte der Schreiber, „nicht einmal viel!“ und dabei schüttelte er den Kopf, um dem Freunde seine Anteilnahme und sogleich die Zwecklosigkeit weiterer Unterhaltungen über diesen Gegenstand anzudeuten. Dann ging er seiner Wege.

Pawel Semjonow schloß die Tür seines Kontors und setzte sich in tiefem Nachdenken vor das Schreibpult. Noch einmal nahm er die Hafslieferungsvorschrift, für die auch er sein Gebot abgegeben hatte, in die Hand. Freilich, 3000 Rubel Daser waren keine Kleinigkeit. Der Glückliche, der den Auftrag von der Intendantur bekam, hatte für ein paar Jahre ausgehört. Aber wie sollte man darauf rechnen, selbst so glücklich zu werden, wenn der maßgebende Herr, der neue Oberst, nichts nahm? —

Lange blieb der ehrenwerte Kaufmann Pawel Semjonow vor seinem Tisch sitzen und stützte den Kopf in die Hände, bis er einen Entschluß faßte. Wenigstens eine Probe wollte er machen. Freund Timofej, der Schreiber, hatte zwar abgeraten, aber — vielleicht nahm der Oberst doch!

Er ging an den Geldschrank und öffnete ihn:  
„Aber vorsichtig, Herrchen, vorsichtig,“ brummte er vor sich hin, „nimmt er, ist es sehr schön — nimmt er nicht, muß man vorsichtig sein!“

Dann zählte er aus dem Schrank dreißig glatte neue Hundertrubelscheine ab und tat das Geld in einen sauberen großen weißen Briefumschlag mit dem Ausdruck der Firma: Pawel S. Semjonow, Getreide u. Kommissionen en gros.“ Was „en gros“ war, wußte Herr Pawel Semjonow allerdings selbst nicht, aber der Bruder hatte es hinzugefügt, und es nahm sich sehr gut aus. —

Nun zog er den Kely an, nahm den inhaltreichen Umschlag in die Hand und ging geradenwegs die Strahlen entlang zu dem großen grauen Gebäude, in der die Intendantur des Armeekorps untergebracht war.

Ein paar Rubelstücke an den postenstehenden Soldaten halfen nach, und bald stand er im Zimmer des Oberst, der hinter einem großen Tisch saß und eifrig schrieb. Pawel Semjonow brachte sein Anliegen vor.

„Wegen der Hafslieferung?“ sagte der Oberst gleichmütig. „Da mußt du eben dein Angebot einreichen wie alle andern auch!“

„Zu dienen, Euer Hochwohlgeboren,“ sagte Semjonow; „das habe ich natürlich schon getan, wenn Euer Gnaden gefaßt. Wer ich wollte Euer Gnaden selbst auf meinen Daser aufmerksam machen. So einen Daser haben Euer Gnaden noch nicht gesehen!“

„Na ja, und was soll's?“ fragte der Oberst ungeduldig.

„Wenn Euer Hochwohlgeboren die Güte hätten, sich zu überzeugen,“ sagte der dicke Getreidehändler und drehte den weißen Briefumschlag in den Händen, „mein Daser ist . . .“

„Das gibt's nicht, Dummkopf,“ unterbrach ihn der Oberst, „der beste Daser wird gewählt, und damit Schluss!“

„Ergebensten Dank, Euer Gnaden,“ diente Semjonow; „dann bin ich schon beruhigt, denn mein Daser ist bestimmt der beste!“ —

Er legte den Brief auf das Pult, nahm seine Pelzmütze, während der Oberst schon längst weiterschrieb, und stolperte zur Tür hinaus. Dann lief er die Treppe hinunter auf die Straße und rannte aus Leibeskräften weiter, bis er im nächsten Polizeibureau verschwand. —

Als die Uhr zwölf schlug, hörte der Oberst mit seiner Arbeit auf und erhob sich. Da fiel sein Blick auf einen großen Brief, der einsam, wie vergessen, auf der Tischplatte lag. Er griff danach, riß ihn auf und fand darin 3000 Rubel in Papiergeld. Erstaunt drehte er das Bündel Scheine in seinen Händen, da sah er den Firmenaustrich: „Pawel S. Semjonow, Getreide- u. Kommissionen en gros.“

Der Oberst wari das Geld auf den Tisch:

„Na warte, du verdammter Kerl,“ Inarrte er, „das also verschaffte mir die Ehre — diese Frechheit werde ich dir eintränten!“

Er ging an das Telefon und rief den Vorsitzenden des Kriegsgerichts an. Und da seit Kriegsbeginn das Standrecht in der Stadt erklärt war, ging das Verhängnis einen schnellen Weg. Eine Stunde später saß der Kaufmann Semjonow in der Zelle des Militärgefängnisses; und wiederum zwei Stunden später trat er, von Gendarmen geführt, in den kleinen Gerichtssaal, wo auf erhöhten Sitzen die Kriegsgerichtsrate mit finsternen Mienen saßen. Zur Seite stand der Oberst aus der Intendantur.

Auf die Rede des Anklägers hin, die den Getreidehändler, Kaufmann 2. Gilde Pawel Semjonow der verführten Bestechung beschuldigte, machte der Angeklagte ein harmlos erstauntes, ja gekränktes Gesicht.

„Ich, Euer Excellenz,“ sagte er entrüftet, „ich hätte einen Offizier, einen Beamten unseres Zaren — den Gott schütze möge — bestechen wollen? — Niemals!“

Der Militärrichter fuhr ihn an:

„Angeklagter, wollen Sie etwa leugnen, daß Sie die Absicht hatten, den Herrn Oberst hier zu bestechen?“

Semjonow machte in unendlichem Erstaunen den Mund weit auf:

„Ich — ich,“ stotterte er, „ich schwöre bei allen Heiligen, nie hätte ich das gewagt!“

Der Richter wandte sich an den Oberst:

„Herr Oberst, wollen Sie die Güte haben und dem Angeklagten selbst den Beweis vorlegen, damit er einsieht, daß sein freches Leugnen nichts hilft!“ —

Der Oberst zog einen weißen Brief aus der Tasche, dem er langsam ein Bündel Rubelscheine entnahm. Pawel Semjonow stieß einen Freudenschrei aus: „Gott sei gelobt, Euer Gnaden, das ist ja mein Geld, mein geliebtes Geld! Euer Hochwohlgeboren selber haben gerührt, mein Geld zu finden!“

„Ja,“ sagte der Oberst, „du frecher Kerl, auf meinem Schreibtisch!“

Semjonow schlug sich mit der Hand vor den Kopf, daß es knallte:

„Ach Esel, ich alter Narr,“ schrie er, „überall habe ich das Geld gesucht, jedes Eckchen in meinem Hause habe ich umgekehrt nach meinen verschwundenen dreitausend Rubeln, zur Polizei bin ich gefahren, und dabei habe ich es bei Euer Gnaden vergessen!“ —

Die Richter sahen sich unsicher und erstaunt an.

„Angeklagter, ist das wahr?“ fragte der Vorsitzende.

„So wahr mir Gott helfe und ich ein rechtgläubiger Russe bin,“ antwortete Pawel S. Semjonow feierlich und schlug das Kreuz.

Der Vorsitzende erhob sich.

„Sie wollen der Polizei den Verlust gemeldet haben? Wo denn?“ —

„In meinem Bezirk, Euer Excellenz,“ sagte der Getreidehändler, „auf das Amt in der Prokischnaia bin ich wie ein Verdächtigter gefahren und hab' den Verlust angezeigt — so wahr ich rechtgläubig bin!“ —

Der Richter winkte einem der Gendarmen, der zur Tür ging und bald mit dem Bescheid wiederkam, der Herr Polizeikommissar liebe sagen, daß heute früh der Kaufmann Semjonow erschienen sei und das Verschwinden von 3000 Rubel Papiergeld in einem weißen Brief ordnungsgemäß zu Protokoll gegeben habe.

Die Richter steckten die Köpfe zusammen, dann erklärte der Vorsitzende den Angeklagten für freigesprochen.

Zu dem Oberst gewendet sagte er:

„Darf ich um das Geld bitten, Herr Oberst, damit ich es dem Kaufmann Semjonow hier auszuhändigen kann?“

Der Oberst überreichte den Umschlag dem Vorsitzenden, der ein Protokoll diktierte und Pawel Semjonow zum Unterschreiben an den Tisch rief. Dann gab er ihm den Umschlag mit dem Geld und sagte freundlich:

„Herr Kaufmann Semjonow, Sie können gehen!“ —

Und Pawel S. Semjonow ging unter tiefen Verbeugungen zur Tür, die krachend hinter ihm ins Schloß fiel. —

Auf der Straße blieb der Getreidehändler stehen, nahm die Pelzmütze ab und kratzte sich den Kopf:

„Da habe ich mich gut aus der Schlinge gezogen,“ dachte er zufrieden, „und sogar mein schönes Geld habe ich gerettet!“

Mit stillem Schmunzeln suchte er in den Taschen des Bekruds, bis er in der Jumenttasche den Brief fand. Er zog ihn heraus und ließ, halb unbewußt zählend, die Hundertrubelscheine durch die Finger gleiten. Bößlich blieb er stehen, riß die Augen auf, stierte auf den Weg, den er gekommen war, und dann auf die Fenster des Gerichtsgebäudes, hinter denen er eben noch gestanden hatte. Wieder und wieder zählte er das Geld in seinen Händen, schüttelte den Kopf und sah sich um. Dann durchwühlte er die Taschen — aber alles Zählen und Suchen half nichts. Denn statt der dreitausend Rubel, die er heute früh aus dem Geldschrank genommen hatte, hielt er nur noch zehn Hundertrubelscheine in der Hand! —

## Ein neues Brot.

Von den 650 Millionen Zentnern Brotgetreide, die jährlich in Deutschland in die Mühlen zur Mehlbereitung wandern, gehen durch den Mehlprozeß ungefähr 25 Prozent für die menschliche Nahrung verloren; das ist die ansehnliche Menge von mehr als 160 Millionen Zentner. Bekanntlich nennt man diese Mehlabfälle Kleie. Die Bestandteile der Kleie sind Zellulose, Stärke, Fett und Klebereiweiß (Mentron). Während das Vieh Zellulose im Darm zu verdauen, zu resorbieren und auszunutzen imstande ist — weshalb ja auch die Kleie ein beliebtes Viehfutter ist —, vermag der menschliche Darm mit der Zellulose wenig anzufangen. Der weitaus größte Teil bleibt unverdaut, und andererseits schädigt sogar die Anwesenheit von Kleie die Ausnutzung der Kohlehydrate im Brote. Trotzdem hat man aus wissenschaftlichen Rücksichten schon lange gewissen Brotsorten mehr oder weniger Kleie zugelegt. Der tüpische Vertreter des Kleiebrottes ist das sog. Kommissbrot. Man hat nun vielfach Versuche gemacht, die Kleie anzuschließen und so der menschlichen Verdauung zugänglich zu machen. Dies kann dadurch erreicht werden, daß man die Kleie fein vermahlt. Klein auch die modernsten Hodmühlen können die Kleie nicht fein genug vermahlen, um sie völlig resorptionsfähig zu machen. Nach möglichst feiner Vermahlung wurden nur  $\frac{2}{3}$  des Eiweiß und  $\frac{1}{4}$  Kohlehydrate inkl. der Zellulose ausgemahlt. Immerhin hat man sich bei diesen mangelhaften Ergebnissen nicht beruhigt, sondern nach neuen Mitteln und Wegen gesucht. Das antreibende Moment dabei war der Verlust an Eiweißstoffen für die menschliche Nahrung. Fast das gesamte Eiweiß des Getreides sitzt in der Schalenhaut des Kornes, eingeschlossen in Waben aus Zellulose. Verwenden wir die Kleie als Viehfutter, so entziehen wir uns eines äußerst wert-

vollen Nahrungsmittels.) Verschiedene „Vollkornbrote“, d. h. Brote, zu deren Herstellung das volle Korn und nicht nur das kohlenhydrathaltige Ausgemahlene verwendet wird, sind bereits mit mehr oder weniger Erfolg in den Handel gebracht worden. Neuerdings hat der bekannte Ernährungsphysiologe N. Romy auf ein nach einem eigentümlichen „nassen“ Verfahren hergestelltes Vollkornbrot aufmerksam gemacht, dessen reicher Kleiegehalt außerordentlich verdaulich ist. Das Wesentliche an dem neuen Brote ist, daß vor den Zellulosehäuten der Körner nur wenig, etwa 3-5 Prozent, auf nassem Wege entfernt werden. Stoffwechselversuche ergaben, daß das Eiweiß aus den Waben heraus von der Darmschleimhaut aufgenommen wurde, während die Waben leer ausgestoßen wurden. Die Ausnutzung war im allgemeinen recht groß; sie wuchs mit der Gewöhnung an die Kleie beträchtlich. Auch von der Dauer des Aufenthaltes im Darne hängt die Größe der Ausnutzung ab; sie ist umso größer, je länger der Brotkrei im Darne verweilt. Schließlich verdient noch hervorgehoben zu werden, daß eine allmähliche Gewöhnung an die neue Brotart ohne plötzliche Uebergänge zu empfehlen ist, da der Organismus sich erst anpassen muß. Einen weiteren Vorteil gewährt das Vollkornbrot gegenüber den reinen Mehlbroten dadurch, daß es infolge der Mitverwendung der Hülsen die in ihrer vitalen Wichtigkeit vor ganz kurzem entdeckten Vitamine enthält. Es sind dies stickstoffhaltige Substanzen, die man zwar in reinem Zustande bisher nicht hat herstellen können, deren Bedeutung man aber aus den Störungen, die ihr Fehlen der Nahrung verursacht, abschätzen kann. So ist z. B. die Beriberi als eine Krankheit festgestellt worden, die durch dauernden Genuß enthiellten Reises — dem die in der Hülle enthaltenen Vitamine fehlen — entsteht. Es wäre durchaus zu wünschen, wenn die allgemeine Einführung eines solchen Brotes gelänge, da durch dieses nicht nur eine Erhöhung des Nährwertes, sondern auch eine Ersparnis an Brotgetreide gewährleistet würde. Was dies in jetzigen Augenblicke zu bedeuten hätte, braucht nicht erst auseinandergelegt zu werden.

**Vermischtes.**

\* Was die nordeuropäischen Meere an Fischen liefern. In der Ernährung unseres Volkes spielen die Fische jetzt auch eine größere Rolle als im Frieden, und dabei ist es erfreulich, daß der Seefischfang Deutschlands in den letzten Jahren sehr zugenommen hat. Trotz dieser in den letzten Jahrzehnten gemachten Fortschritte steht unser Land, wie die „Allschau“ nach einem Aufsatz der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde mitteilt, in Bezug auf die Ertragsmenge erst an vierter Stelle. An erster Stelle stehen Großbritannien und Irland mit einem Ertrag von 1163 Millionen Kgr. oder 45 Proz. des gesamten Ertrages. Dann folgt Norwegen mit 582 Mill. Kgr. gleich 23 Proz., Frankreich mit 230 Mill. Kgr. gleich 9 Proz. und Deutschland mit 166 Mill. Kgr. gleich 6 Proz. der Ertragsmenge. Da im letzten Jahre der Verbrauch an Seefischen im Deutschen Reich die Menge von 500 Mill. Kgr. erreicht haben dürfte, so wurden etwa 350 Mill. Kgr. vom Ausland bezogen. Die Niederlande sind mit 137 Mill. Kgr., Schweden mit 119 Mill., Dänemark mit 43, Rußland mit 38 und Belgien mit 11 Mill. Kgr. beteiligt. Nicht man den Ertragswert dieser Fischmengen in Betracht, so beträgt er in Großbritannien 235 Mill. Mark oder 47 Proz. der Gesamtsumme. An zweiter Stelle steht in dieser Hinsicht Frankreich mit 94 Mill. Mark oder 19 Proz., während Norwegen, obwohl es über 20 mal so viel Fische fängt als Frankreich, für diese Fische nur 52 Mill. Mark oder 11 Proz. der Gesamtsumme erhält. Es handelt sich nämlich bei Norwegen in der Hauptsache um geringwertigere Fische. Deutschland erzielt einen Ertragswert von 36 Mill. Mark oder 7 Proz. Der Ertrag ist in den kalten Gewässern sehr bedeutend; die norwegischen Fischdampfer, die bis ins Eismeer fahren, erzielen hier und an der norwegischen Küste 313 Mill. Kilogramm Fische, ein Ertrag, der dem von deutschen, niederländischen und belgischen Fischern überhaupt gefangenen gleichkommt. Das wichtigste Fanggebiet ist die Nordsee mit einer Ertragsmenge von 1113 Mill. Kgr., die so viel beträgt, wie die aller übrigen nordeuropäischen Meere zusammen. Deutschland ist an dem Ertrag der Nordsee mit 87 Mill. Kgr. beteiligt, während es in der Ostsee nur 33 Mill. Kgr. fängt. Dieser geringe Ertrag der Ostsee wird aber durch die gefangenen Fischarten aufgehoben, denn während in den kalten Gewässern der Kabeljau überwiegt, steht in den wärmeren der Heringfang im Vordergrund; er beträgt in der Ostsee 50 Proz. In der Ostsee werden auch eine große Menge von Brack- und Süßwasserfischen gefangen, so z. B. Stint, Flunder, Secht, Aal, Blöße usw.

**Die Küche im Kriege.**

(Nachdruck dringend erwünscht.)

Brotsuppe. 5 Pf. altes Brot, 1 Eßlöffel fein geschnittenes Suppengrün, 2 Eßlöffel Fett, 1/2 Zwiebel, 1 1/2 Liter Wasser, Salz. Das Brot wird geschnitten. Das Suppengrün und die Zwiebeln werden fein geschnitten, im Fett gedünstet, dann das Brot geröstet, und lauwarm aufgegossen, gefalzen,

zugedeckt gelocht. Die Suppe wird durchgestrichen und kann noch mit Ei abgerührt werden. Zubereitungszeit 1 bis 1 1/4 Stunden.

Pichelsteiner. 1/2 Pfund Schweinefleisch oder Rindfleisch, 2 1/2 Pfd. geschälte Kartoffeln, 3 mittlere Mohrrüben, 1 Stück Sellerie, 1 mittelgroße Zwiebel, etwas Petersiliengrün, 5 Eßlöffel Fett oder 100 Gramm Marg., 1/2 Liter Fleischbrühe oder Wasser, Salz, Pfeffer, Paprika. Das Fleisch wird vorbereitet, in Würfel geschnitten, die Kartoffeln in Scheiben, das Suppengrün in feine Würfelchen oder ebenfalls in Scheiben. In einen gut verschließbaren Topf legt oder gießt man das Fett, gibt eine Lage Kartoffeln darauf, dann Fleisch und Suppengrün, Salz und Pfeffer. Man fährt mit dem Einschichten fort und legt als oberste Bedeckung Kartoffeln, gießt Fleischbrühe oder Wasser über und kocht das Pichelsteiner stark an, dann wird es bei mäßiger Hitze fertig gedämpft. Decken des Tiegels ist zu vermeiden. Kochzeit 1 1/2 bis 2 Stunden. Für Kochtöpfe 1/4 Stunde Antochzeit, 2 bis 4 Stunden Garzeit.

**Büchertisch.**

— Sven Hedin „Ein Volk in Waffen“. 192 Seiten, 32 Abbildungen (26 Photographien, 6 Zeichnungen). Feldpostausgabe 1 Mk. Leipzig, F. A. Brockhaus. Der berühmte Forscher schreibt darin „die größten Eindrücke seines Lebens“, wie er sie an der deutschen Westfront, als Gast im Hauptquartier des Kaisers, auf den blutgetränkten Schlachtfeldern, in den Schützengraben und Bivouaks, in den von unseren Feldgraben besetzten Gebieten Belatens und Frankreichs im September und Oktober vorigen Jahres erlebt hat. Dieses Buch Hedins ist ein hohes Lied auf den deutschen Idealismus, auf deutsche Tapferkeit und Menschlichkeit, auf deutsche Tatkraft und deutsche Ueberlegenheit — zugleich eine Jubel-Ouvertüre zum Siege unserer gerechten Sache, von dem kein Deutscher felsenfester überzeugt sein kann als dieser Schwede. Es ist den deutschen Soldaten gewidmet; es soll sie erheitern und erheben, es soll ihnen ins Feld gefandt werden und in Ruhepausen des Kampfes, selbst in den Schützengraben bei jedem unserer Helden die Flamme patriotischer Begeisterung immer aufs neue entfachen. Es soll von jedem Angehörigen eines deutschen Krieges gelesen werden und ihn stolz machen auf die unvergleichlichen Leistungen unseres Heeres.

— Schleswig-Holsteinischer Künstlerkalender 1915. Herausgegeben von Direktor Dr. Ernst Sauer mann-Hlensburg. 5. Jahrgang. Mit farbigen Umschlag und Kalendarium-Zeichnungen von Joh. Holtz-Berlin. Literarischer Teil mit etwa 100 Abbildungen und als Beilagen zwei graphische Arbeiten Schleswig-Holsteinischer Künstler. Preis 3 Mk. Timm Kröger, Charlotte von Krogh zum Gedächtnis. Schloß Büll. August Wildens, Schleswig-Holsteinische Graphiker. Das Rathaus in Schleswig-Holstein. Das Alt-Hlensburger Haus. — Auf die Kriegszeit weisen sowohl das Umschlagbild wie die höchst beachtenswerte Kupferdruckbeilage, eine Originalradierung von Professor Max Schenker-Stuttgart.

— An der Front. Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkrieg. Herausgegeben von Dr. J. K. Ratislav. Mit Bildbeilagen. Leipzig, Bessé & Weder Verlag. 240 Seiten. — Das Buch enthält eine Fülle von Anekdoten, Feldpostbriefen und Berichten aus dem Weltkrieg und ist vorzugsweise dem Humor gewidmet. Dabei sind auch unsere österreichischen Waffenbrüder nicht vergessen. Mehrere ausgezeichnete Karikaturen aus bekannten Witzblättern und eine Reihe von Originalaufnahmen erhöhen den Wert des Buches.

**Königspromenade.**

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	vom	ist	tet	glei	al	den
auch	leid	der	be	a	lein	stets
nicht	welt	fei	de	ber	geht	das
	ble	frei	ne	rum	wa	auch

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Silbenrätsels in voriger Nummer:  
Adler — Neunauge — Terrakotten — Oder — Narbonne —  
Virchow — Orion; Anton von Werner.